

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 12

Artikel: Entschwundene Schätze
Autor: Weiss, Margaretha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schritten der Krankheit, aber dem Kranken fehlen bisweilen die Mittel selbst zur bescheidenen Existenz, geschweige zu mehrerem. Der Redaktion von „Am häuslichen Herd“ würde es zur freudigen Genugthuung gereichen, wenn diese Zeilen dem Dichter von etwelchem Nutzen sein würden und sie erklärt sich gerne bereit, allfällige, für J. Roos an ihre Adresse, Balgristweg 27, Zürich V gerichtete Spenden entgegenzunehmen und dafür öffentlich zu quittiren.

Entschwundene Schätze.

Nachdruck verboten.

Von Margaretha Weiß.

Nicht leicht eine andere Mode — denn eine Modesache ist es doch, die freilich manche prächtige Kunstleistung zu Tage gefördert hat, wenn auch anderseits dabei entsetzlich viel Schund in die Welt gesetzt worden ist — nicht leicht eine andere Mode, sage ich, hat so rasch und überall Eingang und Anklang gefunden, wie der Ansichtskartensport.

Nicht nur in den städtischen Palästen, wo so viel Langweile herrscht, auch in „Klein-aber-mein-Häuschen“ des Beamten und Angestellten, wo etwa eine höhere Tochter oder sonst etwas Weibliches haust, fanden die bunten Gäste aus nah und fern freudige Aufnahme.

Ja, selbst auf einsame Bauernhöfe, wo man sonst der Kunst, wenn sie sich nicht in den Dienst der Religion stellt, etwas mißtrauisch gegenübersteht, verirrt sich hie und da eine Ansichtskarte.

Auch auf die Brämenegg hinaus mußte der Briefträger mit dem „Volksblatt“ fast täglich einen oder zwei solcher farbigen Grüße mitnehmen. Die Bäuerin war nämlich eine etwas ideal veranlagte Natur, die als Mädchen im Welschland ein wenig an der höhern Bildung genippt hatte. Da ihr keine Kinder beschieden waren, fand sie es oft gar so still um sich, und mit Begeisterung hatte sie sich der Ansichtskartensammlung hingegeben. Nicht bloß mit sportlustigen Verwandten und Bekannten der engern und weitem Heimat stand sie in lebhaftem Verkehr, sondern hatte selbst mit ausländischen Sammlern angebändelt.

Der Brämeneggbauer hatte gerade nicht viel gegen das Vergnügen seiner Regine einzuwenden, wollte er doch auch nicht der sein, der für nichts Sinn hätte, als für Miststöcke und Fauchetröge, aber er fand doch, Regine übertreibe die Sache ein wenig. Gar wenn er am Feierabend oder am Sonntag sich in sein „Volksblatt“ verbissen hatte, und da kam die Frau mit einer Handvoll Neuheiten und müdete und gresdete an ihm:

„Schau, was hab ich da! Und da! Und die da!“ da fuhr er sie zuweilen unwirsch an:

„Ich pfeif Dir drauf! Treibs nicht zu bunt mit dem Zeug! Und es braucht Zeit und Geld!“

Damit hatte er die Sache aber nicht verbessert, sondern nur Del ins Feuer gegossen. Denn

a Biffeli Lieb
und a Biffeli Treu
und a Biffeli Falschheit
is allweil dabei!

Die Wahrheit dieser Schnadahüpfelsentenz bekam auch der Brämeneggbauer zu kosten, wenn ers vorerst auch nicht merkte.

Das „Volksblatt“ stach von nun ab meistens allein in dem Briefkästchen im Hausgang und war nicht mehr hinter einem Schock Ansichtskarten versteckt, wie früher. Dagegen trafen nun sehr häufig Briefe an seine Frau ein, um deren Inhalt er sich aber herzlich wenig bekümmerte, da sie von seiner Schwägerin in Kornwil herrührten.

Die Brämeneggerin hatte nämlich ihre Sportfreunde und Freundinnen angewiesen, die Karten an die Schwester in Kornwil zu adressieren, und die mußte ihr dann die Schätze im verschlossenen Briefe übermachen.

Diese Schwester hatte das kanonische Alter überschritten. Bei ihr hatte es geheißsen:

Dä, won i gärn hätt,
Ist mer zwyt wägg;
Dä, won i nid mag,
Gseh'n i all Tag!

und dabei ist sie halt ledig geblieben.

Das kam ihrer kränklichen Tante, der Witwe des verstorbenen Fabrikbesizers von Kornwil, zu gut, die in der Broni eine treue, sorgsame und ergebene Pflegerin hatte. Dafür bedachte sie sie in ihrem Testamente auch mit einem hübschen Sümmechen. Es gingen so die dreißig Tausend in der Leute Mäuler herum. Ja, ja; die Broni hatte ihr Schäflein im Trockenen!

Nun hatten ihre dereinstigen Erben nur den einen großen Kummer: die reiche Broni könnte doch noch einen Liebhaber finden oder sie möchte ihr Geld für gemeinnützige oder andere Zwecke verschenken, weiß man doch nie, was für sonderbare Schrullen in solche alte Jungfern fahren!

Ihrer kinderlosen, gut situierten Schwester auf der Brämenegg lag weniger daran, was sie mit ihrem Gelde anfange, als der Base Lene und dem Better Hanni und dessen Frau mit den zwei ungezogenen Buben.

Der Hanni war ein gutmütiger Tschumpel, der es, wie man sagt, lieber mit der Sonne Untergang, als mit ihrem Aufgang hielt. Auch seine Frau, die Trut, fand sie schöner, wann sie ging, als wann sie kam. Zum erben hingegen wären sie beide gerne einmal früher aufgestanden.

Bäse Lene erwartete nun allerdings auch einmal einen schönen Schübel aus der Hinterlassenschaft der reichen Verwandten, war aber eine fleißige, resolute Person. Im schaffen und jagen wurde sie nicht leicht von einer andern überholt; aber im weibeln, keifen, schimpfen und lästern tat es ihr auch niemand nach.

Diese Erben hätten es nun lieber gesehen, wenn die Broni etwa auf der Brämenegg sich der Obhut der Schwester anvertraut hätte, als daß sie da in Kornwil so frei hauste in ihrem saubern Heim, obgleich sie als Vorgängerin und Kinderwärterin in bessern Häusern zu ihrem Vermögen noch einen hübschen Bazen hinzu verdiente. Und was die Sippschaft am meisten ärgerte, war, daß die Broni sich einen heitern, lebenslustigen Sinn bewahrt hatte, von dem allerdings noch Unerwartetes zu befürchten war, und daß sie sich an regsame, aufgeweckte verheiratete Frauen und nicht an Betmummi, Bruderschaftsschwestern und dergleichen Leute angeschlossen.

Der Brämenegger und seine Frau, oder besser gesagt, die Brämeneggerin und ihr Mann pflegten allsömmerlich ein Reiskli von paar Tagen zu machen im lieben Schweizerländchen herum. Die Regine hatte den Brauch eingeführt; denn sie liebte Abwechslung und zeigte gerne, daß sie es hätten und vermöchten. Ihr Hansjörg hatte nichts dagegen, bekam er doch bei der Gelegenheit hier eine neue Nähmaschine, dort einen verbesserten Güllenwagen in Funktion zu sehen.

Heuer aber konnte er sich nicht zum reisen entschließen, wenigstens an dem Tage nicht, den die Frau schon Wochen voraus dafür festgesetzt hatte. Eine seiner stattlichsten Kühe sah nämlich ihrer schweren Stunde entgegen, und in einem solchen Falle geht kein rechter Bauer von Hause weg.

Die Regine aber wollte sich die vorgeträumte Reiselust nicht ganz entgehen lassen und entschloß sich zu einer kleinen Spriktour zu ihrer Schwester nach Kornwil, wo sie wenigstens einen frohen Tag zu verleben hoffte.

Der Empfang war herzlich, und da gab es nun ein langes hin- und herfragen, wer hüben und drüben gestorben, wer geheiratet, welche Familien Zuwachs erhalten und wo solcher in Aussicht stehe, u. s. w.

„Nun aber muß ich Dich ein Viertelstündchen allein lassen; denn wir werden auch etwas zu Mittag essen wollen,“ sagte die Broni, legte

der Schwester eine Handvoll Hefte von „Am häuslichen Herd“ auf den Schoß und mit den Worten:

„Da, unterhalte Dich gut!“
verschwand sie in der Küche.

Die Regine schnupperte sonst gerne in den Büchern herum; aber ihre Augen schweiften doch über die Hefte hinaus, angezogen von der Traulichkeit des schwesterlichen Tustulums. Freilich, den Spiegel mit der Guirlande von künstlichem Epheu und die Portraits ihrer beiden Eltern daneben, den alten Kanarienvogel, der im Käfig an Hanffamen herumknusperte, die Nippfächer auf einem Eckischchen, das alles hatte sie schon duzendmal gesehen, und die Gesichter in dem kleinen Photographiealbum, Bilder von Freundinnen, Tauf- und Firmgotten Bronis, wußte sie auswendig, blätterte es aber doch wieder durch.

„Lueg mer du dozue!“ rief sie halblaut. „Ein Mannsbild in Bronis Album. Ei, ei, Broni, du Fink! Hm, das Gesicht habe ich schon irgendwo gesehen, es kommt mir bekannt vor! Uebrigens nicht so übel!“ sezte sie murmelnd hinzu.

Wie sie das Album schloß und an seinen Platz legen wollte, bemerkte sie doch etwas noch nie da Gewesenes, eine kleine Musikdose. Die mußte für Kurzweil sorgen! Behutsam langte sie nach dem zierlichen Kästchen, um ausfindig zu machen, wie das Ding in Gang zu setzen wäre. Wie sie's in die Hand nahm, fieng es von selber an zu spielen.

Die arme Dose mußte eingeschlafen sein; denn das Lied mit dem sentimentaln Refrain:

„und das Glück, das fern ich such',
„Find ich ewig nur bei Dir!“

hatte sie anfangs gar zu oft ableiern müssen.

Regine kannte die Melodie und als das Werk wieder stockte und von dem Wörtlein „ewig“ nur noch das „e“ herausbrachte, da wollte sie nach dem Schlüssel suchen um das Uhrwerk aufzuziehen. Neue Ueerraschung! An dem Plage, wo sie die Dose weggenommen hatte, bemerkte sie erst jetzt eine Ansichtskarte mit der Adresse ihrer Schwester: Fräulein Veronika Ritter in Kornwil (Schweiz). Aber laut dem Poststempel lag die Karte schon Monate lang hier. Umwenden! Auf der Rückseite eine Ansicht aus London und darunter der Vers:

„Und das Glück, das fern ich such',
„Find ich ewig nur bei Dir!“

„Eh du verbrönnti Zeine!“ rief Frau Regine überlaut, und etwas unsanft stellte sie die Dose auf die Kommode ab. Die schrak auf von

der Erschütterung, ermannte sich zu einer letzten Anstrengung und weinerlich ersterbend brachte sie doch noch heraus:

„ . . . wig . . . nur . . . bei . . . d=i-r!“

und dann klinkte die Stellfeder ein.

„Oh du verbrönnti Zeine!“ wiederholte Regine. „Es ist doch keinem Teufel mehr zu trauen!“

Sie war ärgerlich, daß ihr die Schwester die Karte, die doch augenscheinlich für sie bestimmt war, hinterhalten hatte. Aber dem Gedanken, ob und wie Spieldose, Karte und gar Photographie zusammenhängen könnten, durfte sie nicht lange nachhängen; denn eben trat die Schwester mit Tellern und Gläsern herein, den Tisch zu decken.

„Warum hast du mir . . . “

„Keine Kamtörtchen gemacht?“ fiel Broni der Schwester, die mit gerötetem Gesicht auf sie zutrat, in die Rede. „Hättest du mir ein Wörtchen geschrieben, daß Du kommest! Du bist selber schuld!“

„Nein! Warum hast Du mir jene Karte nicht geschickt, dort auf der Kommode?“

Ueber Bronis Gesicht flog eine leichte Röte.

„Ach die Karte! Ich hab sie Dir ja gleich schicken wollen, bin dann verhindert worden und so ist sie halt vergessen geblieben!“ gab sie etwas kleinlaut zur Antwort und fügte hinzu:

„Sie trägt keine Unterschrift, ich glaube aber sie ist von der Gouvernante, Fräulein Foulton in London.“

„Die Schrift scheint mir eher von einem Herrn herzurühren“, bemerkte etwas spitzig Regine.

„Kann auch sein! Was weiß ich? Da mußt Du besser daheim sein!“ gab Broni zurück und ein schelmisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. Das bereitstehende Mittagsmahl schnitt aber eine weitere Diskussion ab.

Von dem leckern Mahle und dem trefflichen Vesperkaffee in recht behagliche Stimmung versetzt, trat Regine den Heimweg an.

Als die Schwester außer Hörweite war, murmelte die Broni vor sich hin:

„Sie hat noch nichts gemerkt! Ist gut, hat sie die Karten nicht gefunden! Die werden Augen machen! Und die Lene und die Trut! Noch ein paar Tage und der Sturm geht los! — Jetzt hat sie die donnerns Karte doch liegen lassen! He, ich lege sie dann mit der andern ins Couvert!“

Und nun nahm sie ein Häufchen gefüllter Enveloppen aus der Kommodschublade und begann emsig Adressen zu schreiben.

Daheim traf Regine ihren Gemahl in bester Laune an. Die Kuh hatte unterdessen ein schönes, schweres Küetschikalb geworfen, das ein Brachtvieh zu werden verspreche, wie Hansjörg meinte. Und von dem Kalb redete er ihr nun die Ohren voll, wie sie ihm gelegentlich von den Ansichtskarten, so daß sie nicht dazu kam, die bei der Broni gemachten Entdeckungen auszukramen.

Die überfette, dicke Milch einer frischgekalbten Kuh kann man weder in die Käseerei, noch in die Siederei geben. Sie wird mit einigen Zutaten im heißen Backofen zu „Biemst“, einem kuchenartigen Gebäck gebacken, das mit Birnhonig zusammen genossen eine wahre Delikatesse bildet.

Die besonders sorgfältige, ja liebevolle Pflege und die Extrakost aus bestem Emd und Mehlwasser mochte eine neidische Stallgefährtin der Kuh veranlaßt haben, es ihr nachzutun, wenn es auch nach Hansjörgs Rechnung etwas zu früh kam. Item, man hatte auf der Brämenegg nach drei Tagen eine zweite frischgekalbte Kuh und stach infolgedessen in einer richtigen Biemstmilchnot. Alle verfügbaren leeren Becken, Krüge und Häfen wurden mit Biemstmilch gefüllt. Biemst gabs am Morgen, Biemst zu Mittag, Biemst am Abend. Der Biemst wuchs, wie man sagt, den Leuten zum Hals heraus; denn der Biemst ist eine Sache, deren man noch eher überdrüssig wird, als der Sauerrüben und des Sauerköhls. Die herrliche gelbe Milch mit dem Rahmpelz aber den Schweinen in den Trog zu schütten, wäre doch schade gewesen.

„Ich weiß was“, meinte da Regine, „ich berichte die Lene und die Trut, sie sollen morgen mit leeren Geschirren kommen und Biemstmilch holen. Gewiß sind sie noch froh darüber!“

Gesagt, getan!

Einer unruhigen, gewitterhaften Julinacht war ein schwüler, drückender Tag gefolgt, so ein recht faules Wetter, wie das Landvolk sagt. Die Brämeneggbäuerin setzte sich wohl nach dem Mittagessen an eine Näharbeit; aber die Nadel wollte nicht schlüpfen und die Augenlider waren ihr so schwer, daß sie meinte, sie müsse sie mit Zündhölzchen unterstüttern.

Plötzlich juckte sie zu Tode erschrocken auf. „Herrjeses!“ rief sie und eilte in den Hausgang hinaus. Ein furchtbarer Krach hatte das ganze Haus erschüttert, so daß sie nichts anderes meinte, als das Wetter hätte eingeschlagen. Wie sie die Stubentüre öffnete, standen mit geballten Fäusten, wie Katzen sprungbereit, die Lene und die Trut vor ihr. Die hatten die Haustüre zugeschmettert, daß das feste Brämenegghaus in seinen Grundfesten erbebte.



„Der Mutter Liebling.“
Von H. Kaulbach.

„Aber ist das eine Manier, so ins Haus zu kommen!“ sprach ärgerlich Frau Regine. „Wo habt Ihr Euere Geschirre?“ fragte sie, als sie die beiden mit leeren Händen dastehen sah.

„Geschirre? Wozu? Etwa, um die entflohenen Fünfliber darin nach Hause zu tragen, Du Hagaff? Nein, nein! Frieß Du deinen zähen, sauren Biemst nur selber, Du Gans!“

So begann die rabauzige Lenze zu keifen, daß ihr dabei förmlich der Schaum vor den Mund trat.

„Aber ums Himmels Hergotten Willen, was habt Ihr denn auch so aufzubegehren? Ich hab Euch doch nichts zu leid getan? meinte Regine, ganz verstört ob dem Gebahren der Base.

„Jetzt schau Du mir die an!“ setzte nun auch die Trut ein, und rückte mit der Lene der in die Stube zurückweichenden Regine nach und fuhr fort zu belfern:

„Tut die jetzt nicht noch dergleichen, sie wüßte von allem nichts, die Schlange!“ und hielt der Frau die Fäuste vor's Gesicht.

Das kam denn doch der Bäuerin zu dick:

„Berrücktes Geschirr!“ schrie sie die Trut an, „brauch Du Deine schmutzigen Fäuste auf Deinen nichtsnutzigen Buben, den Obstdieben und Vogelräubern!“

„Meine Buben haben Dir nichts genommen; müßt zuerst etwas da sein!“ höhnte die Rasende.

„Nun ist's genug!“ schrie Regine, halt's Maul, oder . . .“

„Der Meister kommt!“ rief hastig das Dienstmädchen durchs Anrichtloch aus der Küche herein.

In der Stube trat momentan jene Stille ein, wie zwischen Blitz und Donner Schlag.

Richtig, man hörte die Haustüre gehen. Dann stockten die Schritte des Kommenden. Er hatte im Briefflästchen einen Brief bemerkt und nahm ihn heraus. Derselbe war offen und diesmal nicht an die Frau, sondern an die „Familie“ adressiert. Hansjörg entnahm ihm zwei Karten. Wie er die erste las, riß er die Augen auf und eine Blutwelle schoß ihm in den Kopf. Und nun ging im Hausgang schon ein Donnerwetter los, gegen das der Kummel in der Stube ein Kinderspiel gewesen war.

„In Dreiteufels Namen!“ schrie Hansjörg, dem Fahr und Tag kein Fluch über die Lippen kommt, und wie ein Beseffener stürmte er in die Stube, und, die zwei anwesenden Weiber in seiner Wut nicht achtend, brüllte er die Regine an:

„Oh Du verfluchte Täsche! So, so, dazu mußte die verdammte Kartenschreiberei dienen? Hinter dem Rücken Deines Mannes bändelst du

Liebschaften an, Du verliebte Schiz? Und schämst Dich nicht einmal? Steht sie noch, wie die beleidigte Unschuld!"

In der That mußte Regine nicht, wo ihr der Kopf stand.

„Mein Gott, ist denn heute die ganze Welt verrückt?“ begann sie, totenbleich vor Zorn und Erregung. „Und Du, Hansjörg, der Verrückteste von allen? Ich verstehe kein Wort von Deinem Gefolder!"

Jetzt hielt ihr der Mann eine Ansichtskarte unter die Nase, die oben eine Ansicht der Themse in London zeigte und darunter die Worte enthielt:

„Und das Glück, das fern ich such',

„Find ich ewig nur bei Dir!"

Da hätte Regine doch fast eine helle Lache aufgeschlagen, wenn ihr das Beleidigende in ihres Mannes Worten nicht erst jetzt recht bewußt geworden wäre. Sie riß ihm die Karte aus der Hand, wendete sie um und sagte:

„Lies auch das, Du Narr!"

Nun kam die Reihe des Verblüfftseins an Hansjörg; er stand da, wie die Schafe, wenn's donnert.

„Fräulein Veronika Ritter in Kornwil, Schweiz" stand auf der Adressseite in echt kaufmännischer Schrift.

Die zweite Karte, die er krampfhaft in der linken Hand hielt, hatte der Mann Gottes im Trubel ganz vergessen. Um so rascher hatten die in hämischer Freude dem Spektakel zusehenden und zuhörenden Weiber, Lene und Trut, dieselbe erkannt. Denn ganz gleiche, zusammengefaltete, außen mit zwei zierlich ineinandergeschlungenen, verkremenzelten Buchstaben verzierte Karten hatten sie schon am Morgen erhalten, und eben diese Karten hatten sie veranlaßt, auf die Brämenegg zu laufen, um der Regine alle Schand zu sagen.

„Luc Du, was D det no heft! Hansjörg!" mahnte Lene den Bauer.

Der Bauer gehorchte mechanisch, faltete die Karte auseinander. Neue Ueberraschung!

Veronika Ritter. Ferdinand Niemeier.

Verlobte.

Ueber Hansjörg war in den letzten zehn Minuten soviel des Ungewöhnlichen, Unfaßbaren hereingestürmt, daß er sich im ersten Moment von der Tragweite des soeben Gelesenen keine Rechenschaft zu geben vermochte, bis ihm die Frau die Karte aus der Hand nahm und ausrief:

„Ch du verbrönnti Zeine! Kein Wunder!"

und die Trut ihn anfuhr:

„Gelt, das ist noch schlimmer, als das andere, wo Du gemeint hast! Jetzt chönnid mer go sch . . . nyde, wo's gmähjit ist! Und wer ist schuld

an dem ganzen Unglück, als Du, Regine, mit Deiner verfluchten Ansichts-kartenschickerei in aller Welt herum! Ich möcht Dir den Grund verfragen!"

Und man sah den Beiden wohl an, daß sie nicht übel Lust hätten, sich auf die vertattert dastehende Regine zu stürzen, und sich an ihr für die entgehende Erbschaft zu rächen.

Da sprang die Stubentüre auf und Martine, das Dienstmädchen hastete voller Atem heraus:

„Die Leuenkutsche kommt aufs Haus zugefahren. Die Broni ist drin und ein Herr neben ihr, und auf dem Bock hockt der Hanni neben dem Kutscher!"

„Das sind sie!" riefen mit einander die Trut und die Lene.

In Regine regte sich augenblicklich die sorgende Hausfrau.

„Um's Himmels willen! Und ich habe gar nichts zu Hause, um aufwarten zu können!"

„Gib ihnen Biemst!" spottete Lene. Dann nahm sie die Trut beim Arm und beide flüchteten durch das Stübli in die Küche, wo sie das Kommende zu behorchen hofften.

Regine aber befahl:

„Martine, sofort, wenn sie ausgestiegen sind, fahrst Du mit dem Kutscher zurück in den Leuen, sie sollen Dir geben, was sie nur hätten und ein Duzend Flaschen Wein! Und dann kommst Du wie das Bise-wetter mit dem Zeug heraus, oder noch gescheiter, der Kutscher soll alles herausbringen und Dich damit!"

Vor dem Hause hielt das Gefährt. Hansjörg und Regine traten den Kommenden entgegen.

„Gelt, liebe Schwester, das sind unerwartete Gäste?" sprach Broni und hüpfte mit jugendlicher Beweglichkeit vom Wagen.

„Jawohl! Einen so überrumpeln! Es ist noch keine halbe Stunde, daß wir die Verlobungskarte erhalten." Unter was für Umständen sie sie erhalten, davon schwieg sie vorderhand.

„Mein Bräutigam da wollte es so, da er nicht wünschte, daß Ihr eine großartige Bewirtung veranstaltetet, wenn Ihr's voraus erfahren hättet. Darum habe ich die Verlobungskarten in der Umgegend herum erst gestern auf die Post gegeben."

Bronis stattlicher Bräutigam, ein Mann von 50 Jahren machte den besten Eindruck auf die Brämeneggleute, und als sich aus seiner Sprache ergab, daß er Schweizer sein müsse, wich das Mißtrauen immer mehr.

„So ganz unbekannt sollten wir uns auch nicht sein," begann der Schwager in spe. „Als ganz junger Bursche war ich drüben in der

Fabrik zu Kornwil Angestellter im Bureau. Schon damals liebte ich meine Broni da; aber als armer Schlucker durfte ich es nicht wagen, mich ihr zu nähern, obgleich ich wohl sah, ich sei ihr auch nicht gleichgültig. Um zu vergessen, zog ich hinaus in die Welt. Vergessen habe ich nicht, wohl aber war das Glück mir günstig, wenn man Reichtum mit Glück bezeichnen will. Durch Ihren Kartenwechsel mit Fräulein Foulton, liebe Schwägerin, mit der ich im gleichen Hause weilte, und die mir ihre Schweizerkarten jeweilen zeigte, kam ich wieder in Berührung mit Broni und — das Ende wißt Ihr nun! Aber sind nicht auch die Verwandten, Jungfer Lene und Frau Trut hier? Wir fuhren bei ihnen vor, um sie mit herauszunehmen, fanden aber nur Better Hanni zu Hause, der uns sagte, das Weibsvolk sei schon hinaus auf die Brämenege gegangen. So packten wir den Better ein, aber wo sind die Basen?"

Die hatten in der Küche Wort für Wort gehört, und als nun Regine kam und sie in die Stube nötigte, da setzten sie gar nicht so viel Widerstand entgegen; denn erstens gefiel ihnen der neue Schwager gar so übel nicht, und zweitens wußten sie ja, daß noch ein fröhlicher Schmaus folge, den sie sich ungern hätten entgehen lassen.

Nachdem man sich drinnen begrüßt, fuhr der Bräutigam fort:

„Ich habe in Kornwil die Fabrik gekauft, die seit dem Tode des letzten Direktors stille steht, und hoffe, mit Gottes Hülfe wieder Verdienst und Leben in die Gegend zu bringen. Den Better Hanni da stelle ich als Nachtwächter ein, da er mir im Herausfahren klagte, wie er die Tageshelle so gar nicht vertrage!“

„Suchhe!“ rief der Glückliche und lüpfte ein Bein, als wollte er zu tanzen anfangen. „Den ganzen Tag schlafen! Suchhe!“

„Und für Euere zwei Burschen habe ich auch Arbeit, Frau Trut!“

„Gottlob und Dank!“ seufzte dankbar die Trut, „daß mir die vom Halse kommen!“

„Und für die resolute Lene habe ich auch ein Plätzlein ausgeheckt,“ fügte Broni hinzu. „Da harret der vermahrloste große Gemüsegarten der Fabrik der schaffenden Hand, und im Waschhaus muß ich eine resolute Meisterin haben!“

Da glitt es wie Sonnenschein über das härteißige Gesicht der Lene. O, so in einem Waschhaus über eine Schar Weiber das Szepter zu führen, das war längst ihr sehnlichster Wunsch gewesen, statt sich immer den Befehlen einer andern zu unterziehen!

Inzwischen war Frau Regine ab- und zugegangen und brachte endlich Gläser und Flaschen, schenkte ein und lud die Gesellschaft ein, auf

das Wohl des Brautpaares anzustoßen. Hell klangen die Gläser, man trank auf Du und Du.

Es lebe das Brautpaar!

Da wickelte Ferdinand aus einem mitgebrachten, ansehnlichen Pakete ein hübsches Ansichtskartenalbum.

„Das ist für Dich, Schwägerin Regine, zum Andenken und zum Danke dafür, daß Du uns mit Deinem Ansichtskartensport zusammengeführt hast! Es lebe der Ansichtskartensport!“

„Der Ansichtskartensporren!“ verbesserte Hansjörg den Schwager im stillen, denn so hatte er die Schwäche seiner Frau sonst stets benamset.

Vermischtes.

Zu unsern Bildern. „Wildheuerin.“ Dieser Tage ging durch die Zeitungen mehr als einmal die Meldung von Wildheuern, die zu Tode gestürzt. Ein solches Unglück wurde auch von der Gegend beim Rigikulm berichtet. Wem fiel da nicht die Stelle in Schillers „Tell“ ein, da die arme Armgart Gessler um Schonung für ihren gefangen gehaltenen Mann bittet und von letztem sagt, er sei ein armer

Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen.“

Wohl hat Rudolph der Harras recht mit seiner Bemerkung:

„Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt Euch, gebt ihn los den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Handwerk.“

Jetzt ist die Zeit da, wo die Ärmsten unter den Gebirgsbewohnern an die Reihe kommen, für die einzige Kuh oder die paar Ziegen das Futter für den langen Winter zu suchen, nachzuernten, was die Herden der reichen Sentenbauern nicht haben abweiden können. Zu der in Armgarts Worten geschilderten Gefährlichkeit des Handwerkes liefern die jüngsten Zeitungsberichte eine erschütternde Illustration. Unser trefflicher, in München wohnende Zürcher Maler Konrad Grob hat im Bilde auf Seite 361 in seiner Wildheuerin den Gegenstand von der heitern Seite dargestellt. Die zwischen Alpenrosen knieende und lachende hübsche Dirne ist wie über die zu ihren Füßen liegende Welt so auch über ihre ärmliche Lage erhaben. Jugend und Vergnügen sind allerdings der beste jeglichen Griesgramms. — Heraufziehendes Gewitter. Wird der schwer beladene Wagen noch das schützende Obdach erreichen, bevor das Gewitter ausbricht, das wie die Nacht über dem Dörfchen hängt? Ist der Ernte-Segen geborgen, dann mag der Himmel seine Schleusen öffnen; nach den langen Wochen der Trockenheit wird das köstliche Maß inmitten dem Getrahe des himmlischen Feuerwerkes mit bangem Schauer und dankbarem Gefühl zugleich als eine Wohltat begrüßt werden. — „Der Mutter Liebling“ ist eines der Bilder, bei denen ein Kommandos eine Sünde wäre.